



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Marienburg in Preußen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Marienburg in Preußen.

Aus Preußen.

Unsre Hochburg ist, merkwürdig genug, noch so gut wie gar nicht in der Kunstgeschichte einregistriert. Schlägt man die verdienstliche Kunstgeschichte von Fr. Kugler nach, so findet man dies Monument, wie überhaupt die Architektur des deutschen Ordens im Verhältniß zu ihrer Bedeutung nur dürftig vertreten. In dem unlängst erschienenen Prachtwerke von Gailhabau über die Baudenkmäler der verschiedenen Völker ist die Marienburg weder durch eine Abbildung vertreten, noch im Texte von Kugler erwähnt, während aus Frankreich und andern Ländern weniger charakteristische Bauegegenstände, vergleiche z. B. die Privathäuser, Abbildung und Abhandlung gefunden haben. Und wie leicht hätte unsre berühmte Ordensburg einen Platz darin finden können durch verkleinerte Abbildungen nach den bekannten Kupferstichen, die nach werthvollen Delgemälden des Professor Schulz in Danzig auf königliche Kosten gestochen worden, was um so leichter gewesen, da dieselben uns die beiden Hauptansichten der Marienburg vorführen. Auch in Möllers Denkmälern deutscher Baukunst und in dem zur Kuglerschen Kunstgeschichte erschienenen, recht umfassenden Voitschen Atlas finden wir keine Spur von diesem in so vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Baudenkmale.

Bei dieser Vernachlässigung ist es nicht zu verwundern, wenn Fremde noch immer mit den sonderbarsten Vorurtheilen zum Besuche auf unsre Hochburg kommen. Die meisten derselben denken sich die Marienburg in ähnlicher Weise, wie irgendeine deutsche Raubschloßruine, an denen unser friedliches Vaterland eben nicht arm ist, oder im besten Falle etwa wie die Trümmer des großen Heidelberger Schlosses, ja wol gar im modernen Gewande als ein königliches Palais, in Folge neuerer Restauration. Um so größer wird ihre Enttäuschung und ihr Erstaunen, wenn sie in diesem altherwürdigen Ordenschlosse eines der historisch merkwürdigsten, architektonisch originellsten und zugleich schönsten Kunstbauwerke aus jener Zeit des Mittelalters erkennen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf diese deutsche Ordensburg, ihrem Gesammterscheinen nach. Man gewinnt den besten Ueberblick, wenn man sich von Danzig aus derselben nähert und auf dem linkenogatuser Standpunkt nimmt. Dann steigt vor dem Beschauer die ehrwürdige Burg in einfacher Hoheit mit ihren Baumassen, von Norden nach Süden zu, empor, unten beginnend mit

einer schlanken runden Warte, dem sagenreichen Buttermilchthurm, endend auf der Höhe, wo über die hohen Mauern des „hohen Schlosses“ der Thurm der Kirche, welche der Schutzherrin dieser Ordensveste geweiht ist, emporragt. Vom Eindruck des Ganzen ergriffen, das trotz dem Ein- und Anbau vieler neuer Gebäude dennoch leicht zusammentritt, und angeweht von dem Geiste einer reichen Erinnerung, der seine Flügel so mächtig um diese hohen Zinnendächer schwingt, vergißt man leicht die Anachronismen, die ein späteres Barbarenthum, welches, um sich über seine eigne Leere zu trösten, so gern alle Form- und Bilderschrift einer charakteristischen Vorzeit auslöschte, auch an diesem erhabenen Werke angebracht hat. Nur die dem Blicke zugekehrte Westseite des „mittleren Schlosses“, einst Residenz der Hochmeister selbst, schaut noch ganz in alterthümlicher Gestalt voll Majestät zu uns herüber. Auch kann man vom Rogatuser aus noch sehr gut den Raum überblicken, welchen einst die Vertheidigungswerke der ganzen Veste einnahmen; deutlich bezeichnet liegt ihr Umfang vor uns: von jenem runden Wartthurm gegen Nord bis weit hinauf über die Stadt fort, wol eine Viertelmeile lang, erstreckten sich die Festungswerke das Ufer entlang und liefen dann in weitem Umschweife zurück zu ihrem Anfang; hohe Mauern, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, noch überall die Spuren von Zinnen und Scharten zeigend.

Wie in Frauenburg im Copernicus, kehrt man in Marienburg am besten im Hotel „zum Hochmeister“ ein, dem nördlichen Flügel des Schlosses gegenüber. Man übersteht von hier aus die elegante Nordfacade der Burg mit der Zugbrücke davor und dem Eingangsthore dahinter, dessen neuerbautes Portal mit stattlichen Zinnen und zwei gothischen Spizthürmen verziert ist. Zwischen letzteren durch leuchtet von der rothen Schloßwand herab das hochmeisterliche Wappen, ein schwarzes Kreuz mit goldener Einfassung und schwarzem Adler inmitten, auf grauem Schild aus Stein ruhend. Die Vormauern tragen einen langen Zinnenkranz, kräftig und zierlich zugleich. Hinter ihnen blinkt eine dreifache Reihe gothischer Fenster mit wohlnlichen Sälen. Die beiden Eckgiebel sind mit Spizbögen und feinen Knäusen verziert. Rings um das Dach ziehen auch hier sich Zinnenkanten hin; vor jeder Giebelseite aber lugt ein altersgrauer Wirththurm über die vielzinnige Schloßmauer hervor.

Treten wir durch das gewölbte Thor in den Schloßhof ein und vor uns liegt der Hauptbau der Burg. Wir gewahren zwei nebeneinander gebaute Burgen, beide große Vierecke, welche einen Schloßhof einschließen, getrennt durch einen tiefen Graben, über den eine Zugbrücke führt. Jener kolossale Bau, der vor uns die Aussicht beschränkt und der Stadt zuliegt, ist das „obere“ oder „hohe Schloß“, schon vom Landmeister Conrad von Thierberg 1275 als ursprüngliche Burgveste erbaut, nächstdem zu Wohnungen der Ritter bestimmt. Auch enthielt er den großen „Capitelsaal“, dessen archi-

tektonische Schönheit alle Chroniken nicht genug rühmen können. Den östlichen Theil dieses Schlosses bildet die von Werner von Orseln erbaute Schloßkirche, unter welcher die St. Annengruft als Ruhestätte der Hochmeister, von Dietrich von Altenburg erbaut, sich befindet. Dieses „hohe Schloß“ ward 1643 durch einen Brand hart mitgenommen und später durch Friedrich des Großen Utilitätssystem in ein plumpes Magazin umgebaut. Neben der Schloßkirche prangte der „Pfaffenthurm“, der die Wohnungen der Geistlichen des Ordenshauses enthielt und in polnischer Zeit in ein Jesuitencollegium, unter Friedrich dem Großen aber in ein geschmackloses Zeughaus umgeformt wurde. — Die andre Burg, das „mittlere Schloß“, besteht aus drei langen Schloßflügeln, ein offenes Quadrat bildend. Neben dem Pfaffenthurm stand die „Bartholomäuskirche“, an welche die Wohnung der Ordensgebietiger und Gastkammern für Fremde sich angeschlossen. Dieser ganze Flügel ward 1803 ebenfalls in ein Magazin mit Schütthöden umgebaut. Der nach Norden gelegene mittlere Schloßflügel mit dem Durchgangsportal in der Mitte enthielt links des „Großkomthurs Wohnung“ von besonderer Pracht, rechts die „Herrenfirmarie“, d. h. ein Ritterhospital, dessen großer Saal mit einem Granitpfeiler in der Mitte von ganz vorzüglicher Schönheit gewesen sein soll. Der ganze Flügel wurde 1802 devastirt und zu Wohnungen für die Magazinbeamten eingerichtet und konnte bei der späteren Restauration der Burg nicht wieder hergestellt werden. — Der westliche Flügel endlich enthielt die eigentliche Wohnung für den Hochmeister und nebenan den großen Conventsremter der Ritter; er machte mithin das Residenzschloß aus. Dietrich von Altenburg, der die Schloßkirche verlängerte und die Annengruft anlegte, hat wahrscheinlich auch an der Stelle der ursprünglichen Vorburg den Bau dieses Pracht Schlosses begonnen, aber die wahre Vollendung desselben ist zweifelsohne in die Zeit des großen Winrich zu setzen. Die Macht und der Reichtum des Ordens unter diesem Hochmeister bot die Mittel dar, den Bau so imposant und prachtwoll auszuführen, wie es des goldenen Zeitalters des Ordens würdig war. Schon der äußere Schmuck dieses Schloßflügels deutete auf die Majestät der Person, die in diesen Gemächern ihren Wohnsitz hatte, und das Innere derselben entspricht dem Aeußeren. Die ganze Wand vor uns erscheint als ein liches Fenster. Aus dem durchbrochenen Mauerwerk tragen sechs vortretende schlanke Granitpfeiler, mit Relieffiguren geschmückt, die oberen Mauerbogen, über denen zarte Zinnen als schützende Brustwehr bis über das Dach steigend sich wie eine Mauerkrone gegen den Himmel abkanten. Wir erblicken drei Eingangsthüren, deren jede uns in eine andre Etage führt. Jede derselben ist auffallend niedrig. Ueber der mittleren Eingangspforte erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürstlich reußischen Familie an einen Ahn derselben, Heinrich von Plauen, der hinter diesen Pfeilern und Bogen in „Meisters morgenhellem Gemache“

wol manche Stunde in drückender Sorge über die Bedrängnisse seines geliebten Ordenslandes hingebracht haben mochte.

Nicht minder stattlich ist der Anblick, wenn wir von der Zugbrücke des trockenen Grabens, der das Hochschloß vom mittleren trennt, die Südseite des hochmeisterlichen Palastes vor uns haben und den ganzen Bau im vollen Bilde von seinen untersten Geschossen vier Stockwerke durch bis hinauf an die hochragenden Zinnen ins Auge fassen; die riesige Kraft des unerschütterlichen Mauerwerks im Fundamente, der Ernst in den Anstalten zur Vertheidigung, die heitere Ansprache der Kunst in dem ringsumgewundenen Kranze der Fenster aus feiner Stuckatur, die Freiheit der schlanken Strebepfeiler im Giebel des hochmeisterlichen Remters, die Kühnheit der Zinnenbrüstung und der Einklang, in welchem alles zueinander steht, — das ist ein selten großes Bild, welches der Betrachtung sich hier darbietet! Tief aus dem Boden, von den mächtigen Kellern, die wie der gebändigte Erdgeist sich unwillig beugend das Ganze tragen, erhebt sich der kühne Bau, Pfeiler auf Pfeiler und Gewölbe über Gewölbe durch vier Geschosse wie ein Münster, immer höher, leichter und luftiger bis in die lichten Sternengewölbe der oberen Prachtgemächer, die das Ganze mehr überschweben als bedecken.

Aber den großartigsten Eindruck gibt die Mogatsseite dieses Schlosses. Man hat, stolz übereinandergethürmt, die vier Stockwerke im vorspringenden Flügel, des Meisters fürstliche Wohnung; — oben im höchsten Geschos den Prachtsaal, „Meisters großen Remter“ mit seinen lichten Fenstern voll Glasmalerei; darüber oben die Brustwehr mit dem Zinnenkranze. Die vielen Fenster, welche in immer neuen Reihen bis zum Erdgeschos sich hinabsenken, sind durch überaus zierliche, vorspringende Granitpfeiler voneinander geschieden, und auch unter den mächtigen Eckbrustwehren oben treten gleiche Pfeiler aus der vollen Masse hervor; sie gleichen, aus der Entfernung gesehen, feinen weißen Stäben. Die Steinverzierungen unterhalb der Zinnen hängen wie ein leichter Schleier über die Fenster hinab. Je höher der Bau hinaufsteigt, desto größer die Kühnheit, und je höher das Gestein dort oben sich thürmt, desto leichter wird es mit all seiner ungeheuren Masse. In der That wird man nirgend an einem weltlichen Bau soviel Größe und Würde, soviel Masse und Kraft vereint mit Leichtigkeit und Freiheit im kühnsten Aufschwung beisammen finden, als an diesem Mittelschlosse der Marienburg. Zwar ist dasselbe nur ein kleiner Theil des großen Ganzen, aber in ihm offenbart sich am meisten der Kunstsinne des Erbauers und eine Erhabenheit deutscher Baukunst, wie sie in Deutschland sonst nur an Kirchenbauten sichtbar wird. Links von diesem vorspringenden Schloßflügel schließt sich der untere große „Conventsremter“ an, als früherer Speise- und gemeinschaftlicher Vergnügungssaal der Ritter. Wir gewahren vor uns eine stattliche Reihe von acht großen farbigen Fenstern, in schön harmonischer Form zugespitzt,

über ihnen ein langer Kranz von Zinnen, zur Vertheidigung wie zum Schmuck. Der volle Anblick ist noch durch einige kleine vorstehende Häuser verdeckt; es ist im Plane, diese wegzureißen. Das aber wäre zu bedauern! Diese Häuschen, 1–2 Stock hoch, unregelmäßig, mit bisweilen schiefen Fenstern; hier auf den Stumpf eines alten Burgturmes aufgesetzt, dort auf Holzpfeilern ruhend, und zwischen ihnen die Ruine des alten Brückenthors, stören den Eindruck in der That sehr wenig, sie sind wie eine Brücke aus der alten Zeit in die Gegenwart; man sieht, wie das Leben nicht absterbt, wenn auch Burgen verfallen, wie es überall noch unter Ruinen sich anhängt und fortspinnet.

Das Innere des Schlosses besteht, wie erwähnt, aus vier Stockwerken. Das oberste enthielt die Prachtgemächer des Hochmeisters, darunter als das schönste „Meisters großen Remter“, dessen kühne Spitzbogengewölbe leicht auf einem einzigen Granitpfeiler ruhen und dessen Fensterreihe auf drei Seiten eine entzückende Aussicht über den Strom in das offene Werdergelände bietet. In ihm wurden Fürsten und fremde Gesandte empfangen und Festmahle gefeiert. Daran stößt eine prachtvolle „Bogenflur“, in deren nördlicher Mauerbreite ein 55 Fuß tiefer runder Brunnen aus Stein durch alle Stockwerke geht. Diese Bogenflur führt nebenan zunächst nach „Meisters kleinem Remter“, dem gewöhnlichen Speisesaal des Hochmeisters, woran „Meisters Stube“ und „Meisters Gemach“ grenzen. Rechts von der Flur liegt des Meisters „Kapelle“, sein „Schlafgemach“ und „Badezimmer“ und seine „Rüstkammer“. Auf einer steinernen Wendeltreppe, die bis in die riesigen Kellerräume hinabführt, gelangt man zur Höhe auf den Zinnengang, mit welchem das ganze Ordenshaus wie der Ritter mit seinem Helm geschmückt ist. Unter diesem oberen Prachtgeschoße befanden sich die Gemächer der höheren Ordensbeamten, in welchen diese täglich arbeiteten, während in einem Seitenflügel nach Norden zu der weite Prachtsaal des Conventremters sich durch zwei Stockwerke hinzog, zu heiteren Zusammenkünften der Ritter bestimmt. Unter diesem, zum Theil schon Erdgeschoße, befinden sich noch zwei Kelleretagen, theils zu Wohnungen für Meisters Dienerschaft, theils zu Weinkellern bestimmt. Der ganze Bau dieses Mittelschlosses aber lastet unten auf einem einzigen riesigen Pfeiler, aus Ziegelfsteinen aufgeführt, der wie Atlas Himmel und Erde trägt.

Der Anlage nach ist die Marienburg nicht nur das umfangreichste, sondern seiner großartigen und originellen Construction nach das schönste und erhabenste Schloßbauwerk des Mittelalters. Diese Ansicht sprach schon 1816 Castenoble aus, bei seinem Besuche der Burg, schon damals, als das Ganze noch durch mannigfache polnische Inbauten entstellt war und die Größe und Pracht, die sich durch spätere Entdeckungen offenbarten, kaum erst geahnt werden konnten. Dasselbe Möller in Darmstadt, Schinkel und von Quast in Berlin, sowie Brown aus Newyork, der unlängst, von Peters-

burg kommend, der Burg seinen Besuch abstattete. Freilich konnte das große Ganze nicht mehr in seinem ganzen Umfange hergestellt werden. Die mehrfach ausgemauerten Gräben, die gewaltigen Wehrmauern und Thürme von mannigfacher Form und Größe, die einst in furchtbar schützender Pracht die Feste umgaben, zeugen größtentheils nur in ihren Trümmern noch von der ursprünglichen Größe und Unbezwingbarkeit dieser weitläufigen Festungswerke. Das Hochschloß wurde 1801—3 in ein plummes Magazin verunstaltet und die eingeschlagenen Prachtgewölbe und zertrümmerten Thürme und Arkaden konnten neuerdings nicht wiederhergestellt werden; dennoch erregen die kolossalen Mauern und die geringen Ueberbleibsel der alten Verzierung noch immer unsre Bewundrung, auch die alte Schloßkirche erhebt das Gemüth des Beschauers. Die Pracht und Kunst, die in den beiden andern Flügeln des Mittelschlosses geherrscht und den Fremden ergötzt hat, ist wie gesagt ein Raub vernichtender Zeiten geworden, selbst die alte „Vorbürg“, welche bis zum Buttermilchthurm sich hinzog, hat moderneren Gebäuden und der Anlage zur Hogeisenbahnbrücke Platz machen müssen. Nur die Prachtgemächer der Hochmeisterwohnung und der Conventremter konnten erhalten und restaurirt werden; aber auch in diesem kleinen Theile des großen Ganzen offenbart sich der Kunstsinne des Ordens und die Erhabenheit seiner Baukunst. Ein eigenthümlicher Geist lebt in dem Bau. In den deutschen Domen sehen wir die Kirche allein in einer großartigen Idee verkörpert. Hier in der Marienburg ist Religion und Heldenleben des Mittelalters in ein großes Gemälde gebracht. Wie der Ritter, der des Ordens Glied war, Kreuz und Schwert trug, so ist in diesem Ordenshause auch überall eine Vereinigung des Heiligen mit dem Weltlichen sichtbar. Das Haus war Burg, eine Landeswehr gegen Feindesgewalt, und gleichzeitig Palast des Fürsten; es war aber auch Kirche mit geheiligter Stätte, denn außer Meisters stiller Kapelle im Mittelschloß gab es der Kapellen noch zwei in der Vorburg und noch heute befindet sich im „hohen“ Schlosse die Schloßkirche mit der Innenkapelle und dem kolossalen Marienbilde aus Mosaik; es ist als die einzige Urkunde deutschen Geschmacks bei Vereinbarung von fürstlicher Prachtwohnung mit kirchlichen und Vertheidigungszwecken zu betrachten und müßte als ein volksthümliches Angehör angesehen werden, soweit die deutsche Zunge reicht und das gesammte deutsche Volk sollte sich stolz dünken, in den Besitz desselben gekommen zu sein.

Gehen wir auf Einzelnes ein, so zeichnen sich vorzüglich folgende Schloßtheile ihrer architektonischen Originalität wegen aus: der „obere Gang“, der zu „Meisters großem Remter“ führt. Auch bei diesem wundervollem Remter muß ich mich kurz fassen. Seine lichten Sterngewölbe ruhen in der Mitte kühn nur auf einem Granitpfeiler und scheinen in schönster Symmetrie um diesen herumgestellt den Kreis der Männer nachzubilden, die in

Ordenstracht hier einst ihren Meister umstanden. Besonders zeichnet dieser Saal sich durch seine breiten lichten Fenster voll prachtvoller Glasmalerei aus, die nebeneinander auf drei Seiten eine unermessliche Aussicht über die Rogat ins lachende Werdermarschland eröffnen. Daß es in diesem Remter froh zugegangen, das zeigt uns die Schenkbank aus Marmor dort in der Wand. Und nach alten Berichten war dieser Saal mit Kron- und Wandleuchtern versehen. Man denke ihn sich also erleuchtet; Gewölbe, Gurte und Glasmalerei im Widerscheine der Kerzen, wie lebendig ineinander rankend, und von draußen den Saal gesehen, fast lauter Fenster; bei dunkler Nacht wie eine Leuchte über dem stillen Lande! — Die jetzigen Glasmalereien der Fenster, aus der Geschichte des Ordens genommen, sind sämmtlich von den Mitgliedern des königlichen Hauses geschenkt worden. Das Fenster des jetzigen Königs ist für die Richtung des damaligen Kronprinzen charakteristisch. Der Hochmeister empfängt aus des deutschen Kaisers Hand den schwarzen Adler in sein Wappen, während letzterer mit dem Doppeladler geschmückt ist.

Aber auch der 110 Fuß lange Conventsremter mit seinen zartweißen, lustigen Sternengewölben auf drei schlanken Granitpfeilern ruhend, bietet einen Aufenthalt von unbeschreiblich milder Heiterkeit dar, zumal wenn die Abendsonne die bunten Schildereien der acht hohen Spitzbogenfenster bespiegelt und den farbigen Fliesenteppich mit phantastischen Blumen bestreut. Die gewaltige Decke dreimal in feldförmigen Wölbungen mit den Pfeilern zusammenwachsend verwandelt die schlanken Steinstützen in majestätische Palmbäume, die ihre Äste in elastischer Biegung gen Himmel strecken und sanft zur Erde wieder zurückneigen, oder in kolossale Lilienkelche, von Meisterhand aus Stein geformt. Himmel und Erde erscheinen auch hier harmonisch vereint. Es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, die gesammte gothische Baukunst habe unter ihren Tausenden edler Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit wie Eleganz und schönem Verhältniß der Stützen zum Gestützten diesem Meisterwerke der Kunst gleichkomme. Alle frühern Gewölbeconstructions scheinen nur Vorbereitungen zu diesem Triumphe; alle spätern ein Hinabsteigen vom Gipfel. „Mir ist in keinem Lande,“ sagt auch der erfahrene von Quast, „ein andres Gewölbe vorgekommen, welches diesem gleich drei Fontänen über den zarten Granitstützen emporsteigenden Strahlengewölbe gleichkäme.“ Diese Halle umschloß keine gewöhnliche Gesellschaft. Hier sah man die Gestalten der Ritter in lebhaftem Gespräche miteinander dahinschreiten. Dort saßen andre, den Kopf in die Hand gestützt, einander gegenüber am Schachbrette; andre Ritter umstanden einen eben angekommenen fremden Bruder, der neue Mähren aus dem Reiche brachte und mancher saß wol auch einsam auf der Steinbank am Fenster und träumte, über den Strom in die weite Landschaft blickend, sich in Gedanken in die ferne Heimat hinein.

Ein höchst originelles Kunstdenkmal besitzt die Marienburg ferner in der sogenannten „goldnen Pforte“. Diesen Namen führt nämlich der im hohen Spitzbogen tief in die Mauer eingelegte, reich verzierte alte Eingang zur Schloßkirche, wegen seiner ehemaligen reichen Vergoldung so benannt. An dem phantastisch verschlungenen Bild- und Blatterschmuck aus gebranntem Thon bei dieser Pforte erkennt man deutlich, daß dieses Portal vom ursprünglich ältesten Bau herrührt (unter Werner von Orseln 1324—30), da die späteren Verzierungen an der Kirche aus Dietrich von Altenburgs Zeit und später aus Stuck und Kalkstein gearbeitet worden. Das vielgegliederte Portal mit dem Reliefschmuck seiner Capitale und den reichen Figuren und dem Laubwerk von edelster Bildung an den concentrischen Leibungen des Spitzbogens, sowie die reichgeschmückten Nischen in der Mauerdicke zu beiden Seiten gehören zu dem Edelsten, was im Ziegelbau je geschaffen worden. Die Structur dieses Portals hat keine Analogien; nur die ähnliche Pforte im verfallnen Ordenschlosse bei Lochstädt (unfern Pillau) kommt ihr nahe.

Eigenthümlich ist die Marienburg auch des Baumaterials wegen, aus dem sie aufgeführt worden. Der Mangel an Kalk- und Sandsteinen, aus denen sonst Deutschlands schönste Werke aufgeführt sind, zwang in Preußen zu dem Bau mit gebrannten und zum Theil verglasten und buntfarbigen Ziegeln. Aus demselben Grunde mußte man aber auch im Aeußern jenen reichen Schmuck von durchbrochenen Giebeln und Thürmchen entbehren, welcher sonst altdeutscher Bauart eigen ist, und sich nur auf die einfache Verzierung von Rauten und Zickzacken aus schwarzglazirten Ziegeln auf dem rothen Grunde des Mauerwerks beschränken.

Und wer ist der Baumeister dieses Ordenshauses? Wir haben keine Antwort darauf; den Namen des Erbauers hat keine Erinnerung aufbewahrt. Technische Widersprüche und Willkürlichkeiten im Einzelnen haben zu der Vermuthung geführt, daß er kein Baumeister von Fach gewesen sei. Historisch steht fest, daß die Burg allmählig erweitert und verschönert wurde. Das zeigen die verschiedenen Baustile. Es werden daher von 1280—1360 der Baumeister mehre daran gearbeitet haben. Der Hochmeister zog von Venedig aus in dies Ordenshaus. Man wird darum vielfach bei diesem Bau an den Marcusplatz erinnert. Schinkel stellt auch die Rathhäuser von Löwen und Brüssel damit zusammen; Böttcher und andere haben an die Alhambra und an die Bathalia in Portugal erinnert; alle kommen aber darin überein, daß man die Schönheit der Verhältnisse, die Kühnheit der Gewölbe, die Originalität und Consequenz der Facaden am Hauptgebäude des Mittelschlusses anderswo überall vergebens suche. Wie von der Hochburg Athens das Bild der schützenden Göttin weithin gesehen wurde, so, aber freilich naiver, blickt die Umgegend nach der Schutzheiligen des Ordens. „Siehst du Marienburg nicht?“

ist noch jetzt die sprichwörtliche Frage in des Volkes Mund, wenn das Auge das Nächste und Deutlichste übersteht. Durch hohe architektonische Schönheit und Genialität übt die Marienburg auch auf den Ungebildeten einen Einfluß aus. Jedes schöne Gewölbe ist eine Andeutung des Himmels. Die Marienburg hat aber der edeln Gewölbe und herrlichen Säle so viele, daß man wahrhaft mit Andacht erfüllt wird, wenn man in dieselben eintritt. Dies gilt vorzüglich vom untern „Conventsremter“, dessen zarte lustige Gewölbe wie hingehaucht auf drei schlanken Pfeilern ruhen. Wir sind zum öftern Zeuge gewesen, wie einfache Leute, wenn sie diesen Saal betraten, unwillkürlich die Hände zum Gebet falteten.

Der Sonnenglanz einer großartigen Vorzeit umstrahlt die alten Mauern dieser Hochmeisterresidenz; — die Erinnerung an das große Leben eines vergangenen Geschlechts spricht noch mahnend aus den großartigen Formen der ehrwürdigen Ruine; die Umgestaltung eines heidnischen Landes in ein christliches, die Begründung eines deutschen Lebens am fernen Bernsteinmeere, die Grundlegung der Verfassung des heutigen Preußenlandes: — alles führt auf die Marienburg, wie auf einen Brennpunkt in dem historischen Leben Preußens zurück, und wenn die Burg, mit Künstleraugen betrachtet, auch bei weitem nicht so herrlich dastände, schon das geschichtliche Denkmal hätte verdient, als ein Ehren Denkmal preussischer Vorzeit vor den Augen des Volkes wiederhergestellt zu werden.

Die Burg verfiel mit ihrer Pracht, als der Orden nicht mehr würdig war, sie zu behaupten, und erstand in neuester Zeit erst wieder, als das Preußenvolk sich werth gezeigt hatte, sie zu behalten. Man hatte mit der ehrwürdigen Burg große Schmach getrieben. Sie war nach Vertreibung des letzten Hochmeisters hinabgesunken zum Wohnsitz polnischer Starosten, die, nur kleinlichen Vortheilen nachgehend, den schönen Prachtbau des Schlosses nach dem Ungeschmacke damaliger Zeit durch verunglimpfende Veränderungen zerstückten. Doch muß billiges Urtheil den Ordensfeinden nachsagen, daß sie weniger zerstörten, als durch Thaten verunzierten, und daß sie stehen ließen, was nicht grade einstürzen mußte. Dann kam die Burg an Preußens großen Friedrich, und jetzt wurde leider aus Utilitätsrücksichten in kurzer Zeit mehr verwüstet, als die polnische Zeit je verdorben hatte, ja Minister von Schrötter hatte 1804 sogar den Befehl zur gänzlichen Abtragung des Schlosses erlassen. Zwar wurde durch Max von Schenkendorf im Jahre 1806 die Wiederherstellung des Baues angeregt, aber das hereinbrechende Kriegsunglück hatte keine Zeit zu solchem Vorhaben. Erst als im Brande von Moskau das blutige Morgenroth einer neuen Zeit mahnend emporleuchtete, stieg auch für die schlecht behandelte Burg eine Zeit der Ehre wieder auf. Preußen hatte den Umschwung der politischen Geschichte zuerst von allen deutschen Gauen erfahren und von ihm aus flammte

Grenzboten. II. 1855.

jene Begeisterung auf, die mit ihren Freiwilligen und ihrer Landwehr alle Völker Deutschlands zu einem großen Siegesheere verbrüdete. Deutschland hatte sich selbst erkannt, und die Herzen, einmal vom Hohen berührt, wurden auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit wieder empfänglich. Damals wies Herr von Schön, Oberpräsident von Preußen, auf die verlassene Marienburg hin. Durch eignes Verschulden wie durch des Geschickes Ungunst auseinandergerissen, standen Ost- und Westpreußen Jahrhunderte lang sich fremd gegenüber; in jenem war das ursprünglich deutsche Leben gesichert, in diesem aber wurde es durch polnisch-slawischen Geist beengt und bedrückt. Des unsterblichen Friedrich Hand vereinte wieder, was nie hätte getrennt werden sollen. Aber die so lange Getrennten hatten ihren gemeinsamen Ursprung vergessen und sich als Brüder zu betrachten verlernt. Als zwei Provinzen standen die Länder da, die doch nur ein Land sind. Der Ostpreuße legte den ehrenden Beinamen „Altpreuße“ sich zu, um sich von dem Bruder zu unterscheiden, der einst im thörichten Sinne das gemeinschaftliche Familienband zerrissen hatte. Mit der Vereinigung unter einen Herrscherstab war die Verschmelzung zu einem Volke noch nicht bewirkt. Sollte dies geschehen, so mußte das Volk in sein gemeinsames Vaterhaus zurückgeführt werden; die Marienburg sollte deshalb erstehen in ihrer alten Pracht, die Preußen aus Ost und West zu erinnern „an die alte Einheit“. Herr von Schön hat die Wiederherstellung geleitet und soweit zu Ende gebracht, als sie geführt werden konnte. Ist der Name des ersten Erbauers vergessen, so darf doch niemand, der von der Marienburg spricht, versäumen, den Namen des zweiten mit hohen Ehren zu nennen. Wie ein zweiter Plauen achtete er jede Mühe und Gefahr für gering, um seine Burg aus den Händen von Barbaren zu retten. Mit leerer Hand*), aber im hochherzigen Vertrauen, daß alles Edle und Große sich selbst Bahn breche, ging er getrost ans Werk, im Vertrauen auf die Mitwirkung des ganzen Volkes, ein Vertrauen, das des Arbeitsgenossen eines von Stein und Scharnhorst würdig war; er überwand muthig manche kleine Ungunst und zweifelsüchtige Gleichgiltigkeit und hat in dem wiederhergestellten Riesenbau, ohne es zu wissen und zu wollen, sich selbst das schönste und unvergänglichsie Monument errichtet. So wurde denn seit 1817 frisch Hand an die Arbeit gelegt. Prediger Häbler suchte aus der Erinnerung noch Lebender und aus alten Urkunden die Maße und Formen des alten Baues festzustellen; Baumeister Gersdorf half als Techniker an Ort und Stelle, Professor Voigt in Königsberg stand mit seinen archivarischen Schätzen unterstützend bei; Bürgermeister

*) Der erste ursprüngliche Beitrag zur Wiederherstellung des Schlosses bestand aus fünftausend Thalern, die nicht aus öffentlichen Fonds kamen, — vorhandene Kriegsbudgetgelder, ein herrenloses Gut.

Hüllmann übernahm das Amt des Treßler; von Schön stand dem Ganzen vor und verschaffte die Mittel.

Die Art der Wiederherstellung ist eine eigenthümliche geworden; sie ging vom Volke aus und ist in jeder Hinsicht volksthümlich geblieben. Herr von Schön war der Ansicht, jedes Volk müsse, wie Altengland, sein heiteres Westmünster haben, wo der König Patron und alle Edeln des Volkes zu Hause seien; nirgend aber könne sich hierzu ein Bau würdiger zeigen, als die Marienburg, da sich alle großen Erinnerungen des Preußenvolkes an sie knüpfen, gleichsam als geistiges Ahnenhaus der Preußen, als Nest des schwarzen Adlers. Um aber jeden Preußen darin heimisch zu machen, sollte sich keiner mit bloßen Zahlen abfinden. Die gewöhnlichen Subscriptionen, nur zu oft ein eitles Spiel der Ostentation, wurden vorweg abgelehnt, der, dem es Ernst mit der Sache, jede Stadt, Corporation, Familie u. s. w. konnte die Herstellung eines bestimmten Theiles des großen Werkes, z. B. eines Pfeilers, Gewölbes, Fensters u. s. w. übernehmen und konnte ihre ehrenhafte Mitwirkung durch Inschriften oder Embleme an dem Bau selbst für die Nachwelt bekunden. Der König übernahm das Dauernde, Fundamentale, das Volk den weiteren Ausbau und Schmuck. Da hat denn die königliche Familie, der Adel, die Städte- und Landgemeinden, Schulen und Universitäten, Militär und Privatleute, jeder nach seinen Kräften bereitwilligst mitgeholfen. Der Name von Stein, Dohna, Hülßen, Eulenburg, Bardeleben u. s. w. findet sich neben denen von Schinkel, Häbler und Eichendorf; die Zinnen über Meisters Kiemter sind eine Gabe des eisernen Vork. Und noch heute gehen neue Gaben ein; so im vorigen Jahre tausend Thaler von einer Mennonitengemeinde zur Aufbaunng eines alten Wartthurms, Königsbergs Buchhändler ließen dieser Tage „Meisters altes Handfaß“ aus Stein wieder herstellen. — So erhob sich schnell die alte Burg als ein wahrhaftes Nationalwerk. Und eben dadurch unterscheidet sich dieser Bau von dem des Kölner Doms. Zu letzterem nahm man nur Geld an und machte dadurch die Sache trivial und von der Mode abhängig, statt daß man einzelne Theile des herrlichen Ganzen an bestimmte Personen und Genossenschaften hätte ketten sollen. Burggraf von Schön hatte auf besondere Anfrage vor Jahren ebenfalls den Vorschlag gemacht, den Kölner Dom in eben der Weise, als aus dem Volke hervorgegangen, auszubauen; man hatte dies auch anfangs thun wollen, verwarf aber doch später den wohlgemeinten Rath.

Leiteten solche Gedanken die wiederherstellende Hand, so durfte auch nicht zu ängstlich darauf gerücksichtigt werden, mit Beinlichkeit alles grade so herzustellen, wie es vor Jahrhunderten mochte bestanden haben. Sollte die Burg zum Mittelpunkt geschichtlichen Lebens in Preußen und zugleich zu einem Vereinigungspunkte des lange Getrennten dienen, so mußten ihr auch deutliche Beziehungen auf die Gegenwart nicht fehlen; sie mußte als ein Denkmal ruhm-

voller Wiedervereinigung die Spuren der Jetztzeit an sich tragen und so Eigenthum des Volkes werden. Was der Kunstgeist unsrer Tage, ohne dem Geiste des alten Bauwerkes störend zu widersprechen, zu leisten vermochte, mußte sichtbar werden an dem herrlichen Denkmale. Daher ist in den Fenstern des unteren großen Remters der Landwehrmann neben dem Ritter in Wehr gemalt; darum sind die Jahreszahlen unter den Wappenschilden der fürstlichen Familien ganz am Plaze; darum findet auch das Glasgemälde, welches eine Vertheidigung Luthers auf dem Reichstage zu Worms durch den letzten Hochmeister, den Markgrafen Albrecht, zum Gegenstande hat, seine Berechtigung. Auch für den Kunstfreund hat die Burg dadurch ein Doppelinteresse erhalten, da er hier das 19. mit dem 14. Jahrhundert zusammengehen sieht.

Nur Eins fehlt noch. Die Marienburg sollte nicht bloß wie ein ehrwürdiger Greis, der sein Schaffen beendet hat, müßig dastehen, nur die Kunde alter Zeit ausplaudern. Trägt sie auch den Schmutz des Alters auf ihrem Haupte, so lassen doch die kräftigen Mauern und Gewölbe ihrer Hallen nicht das mindeste von Altersschwäche wahrnehmen. Lebenskräftig frisch steht sie da und blickt fragend umher, ob die Jetztwelt sie für immer unbenutzt werde dastehn lassen. Ein doppeltes Leben würde sie erhalten, wenn auch die Gegenwart sie mit irgendeiner Bedeutsamkeit schmückte! Ist sie schon als geschichtliches Denkmal ein Vereinigungspunkt für das Volk, wieviel mehr würde sie es werden, wenn es ihr gestattet würde, das Volk wirklich von Zeit zu Zeit zu gemeinsamen Zwecken in sich zu versammeln. Ein guter Gedanke waren die Musiktäste, die im Conventsremter schon öfter zu Stande kamen. Aber in der Art sollte mehr geschehen und die alte Burg zum Mittelpunkt preussischen Volkslebens gemacht werden.

Mit Recht können wir fragen: „Wo ist noch ein Volksstamm neuerer Zeit, der Tausende zusammenbrachte und noch zusammenbringt, um ein altes vaterländisches Bauwerk aus seinem Schutte aufzurichten und zu erhöhen?“

Ein Spaziergang nach dem Lager der französischen Reservearmee bei Maslaff.

Sie kennen meine Ansicht, wonach das französische Gouvernement die Lage insofern nicht richtig auffaßt, als es ihm hätte darauf ankommen müssen, in den Monaten Februar und März seine Rüstungen auf dem Kriegsschauplaze selbst dermaßen zu steigern, daß es nunmehr, in der ersten Aprilhälfte, dem Feinde bis zu zwölf volle Divisionen entgegenstellen könnte. Es hat statt dessen in Hinsicht auf die Ausgabe und Verwendung seiner Kräfte ein Spar-